

Six Months - Die Symphonie deines Herzens

The-Bella-und-Edward-All-Human-Story

Von *Fane*

Kapitel 19: Coda: Traurige Gewissheit - Teil 5 (Edward & Bella)

Musiktipps:

Twilight Music Girls - Compromise

<http://www.youtube.com/watch?v=kv3SMAMQIuU>

&

R.E.M. - Everybody Hurts http://www.youtube.com/watch?v=S2N_uvvnvGbI

kommentarlos :):) (ein kleines kommentar, das erste ist so toll..... seufz und sooo treffend aus eds sicht =)^^)

Bild zum Kap: <http://img153.imageshack.us/img153/5162/bannerteik5.jpg>

Edward

...

...

...

Ich blickte meinen Vater an, als er aus dem Behandlungszimmer kam. Was mein Blick verriet, wusste ich nicht, nur, was ich fühlte: Durcheinander, nichts, alles.

„Es geht dem Kind und ihr gut“, nickte er mir knapp zu und ging dann zu den anderen, die etwas abseits saßen – oder von denen ich mich etwas weggesetzt hatte.

Auf der Fahrt zum Krankenhaus, lediglich mein Vater war im Krankenwagen mitgefahren, hatte niemand ein Wort im Auto gesprochen. Ich war mit meiner Mutter allein gefahren, während Emmett und Alice selbst mit je einem Auto dorthin gelangt waren. Mein Vater hatte darum gebeten.

Keiner sah den anderen an, niemand machte einen Anfang. Meine Eingeweide waren fest zusammengeschnürt, als würde ich sie nie wieder normal und angenehm spüren können.

Carmen und Eleazar waren von meiner Mutter benachrichtigt worden, ins Krankenhaus zu kommen. Sie wussten jedoch noch nichts. So etwas sollte nicht am Telefon gesagt werden, vertrat meine Mutter die Meinung. Sie hatte lediglich gesagt, dass sie sich keine Sorgen zu machen brauchten.

Ich hatte kein Wort gesagt, aus Angst, gar unvermögend der Sprache zu sein. Meine Gedanken kamen immer noch nicht den Geschehnissen hinterher. Vor allem eines mochte ich nicht denken. Ich wollte mir darüber nicht im klaren werden, doch ich musste... Ich wurde Vater. Tanya bekam mein Kind, unser gemeinsames Kind. Hart lag ein Film der Verantwortung auf meinen Schultern, der mich zu Boden drückte und mich diesem gleich gemacht hätte, würde ich nicht sitzen.

Fragen wie „Wie konnte das passieren?“, „Warum ist sie schwanger geworden?“ oder Aussagen wie „Wir hatten doch verhütet“, waren nachrangig – es änderte nichts.

„Esme! Esme, was ist passiert?!“, ertönte eine kreischende Stimme, die näher kam. Carmen hastete mit Eleazar im Schlepptau den Flur entlang und direkt auf meine Mutter zu, welche Carmen beruhigend an den Armen festhielt und sanft ansah. Mein Vater kam dazu.

„Es ist alles wieder in Ordnung. Tanya geht es gut“, meinte meine Mutter mit steifem Ton, den ich noch nie so von ihr vernommen hatte.

„Was ist denn überhaupt geschehen?“, wollte Eleazar wissen und starrte meine Eltern wechselseitig an. Ich wusste, was jetzt kam und presste die Lider aufeinander, während ich gebeugt da saß.

„Tanya ist schwanger“, überbrachte mein Vater langsam die Schreckensnachricht. Er hatte da schließlich Übung drin, dachte ich sarkastisch.

Ich schaute nicht zu den Vieren herüber, doch ich wusste, wie sich Carmens Gesichtsausdruck gerade entstellen und wie beiden die Gesichtszüge entgleiten würden.

„Was?“, wisperte sie. „Tanya- WAS?“, wiederholte sie sich fassungslos. Ich wagte einen Blick hoch – zu früh. In diesem Augenblick starrte mich Carmen an, wieder meine Mutter, wieder mich. „Von- von ihm?! Von Edward?!“, schrie sie laut und wollte auf mich zustürmen. Im Augenwinkel nahm ich Notiz daran, wie meine Eltern sie abhielten. Tanyas Impulsivität kam nicht von ungefähr, feixte ich in Gedanken weiter griesgrämig. Ich wusste einfach nicht mit der Situation umzugehen.

„Nicht hier, Carmen“, bat mein Vater ruhig.

„Und was ist mit ihr? Was hat sie? Warum habt ihr sie ins Krankenhaus gebracht?“, fragte Eleazar weiter. Er war komplett weiß im Gesicht und sprach gänzlich tonlos.

„Tanya hatte große Schmerzen im Unterleib, weil sie sich zu sehr aufgereggt und angestrengt hat. Ich vermute auch, dass sie zu wenig zu sich genommen hat. Aber es geht ihr besser“, antwortete mein Vater sachlich, obwohl ich wusste, dass es ihm in solchen Situationen auch schwer fiel, die Fassung zu wahren und nicht emotional zu reagieren. Er war gerade mehr in seiner Rolle des Arztes, als in der des Freundes.

Carmen und Eleazar sahen sich sprachlos an. Immer wieder fielen Blicke auf mich. Ich empfand eine solche Scham, dass ich glaubte, nie wieder eine Gliedmaße bewegen zu können – zu wollen. Ich vermochte den beiden, geschweige denn Tanya, nicht in die Augen zu sehen.

„Mir wäre es lieb, wenn ich mich noch zu Ende um Tanya kümmern könnte und ihr alle zu unserem Haus vorfahrt“, schlug mein Vater dann weiter vor. „Ich komme mit Tanya nach. Wir sollten das nicht hier besprechen und vor allem Tanya nicht weiter aufregen. Ich denke, das ist auch in eurem Sinne.“

„Können wir sie kurz sehen?“, wollte Carmen flehend wissen.

„Sicher“, nickte Dad. „Aber nur kurz, bitte.“

Er führte sie in das Krankenzimmer. Kurz hörte ich Tanyas Stimme, Worte vernahm ich nicht. Ich hörte meine Mutter auf mich zukommen und senkte das Haupt herab.

Vor meinen Augen erschien ein Schlüsselbund.

„Nimm meinen Wagen. Ich fahre mit den anderen in Alice' Wagen zurück“, sagte meine Mutter neutral und ließ die Schlüssel in meine Hände fallen, als ich sie zögerlich herhielt. Der Startschuss. Der Startschuss für meine Flucht. Ich ging, so langsam ich im Stande war, den Flur entlang und lief dann wesentlich schneller die Treppen herunter und schließlich aus dem Krankenhaus heraus.

Was jetzt? Was nun? Was sollte werden?

Unwillkürlich nahm ich meinen Autoschlüssel, anstelle des Schlüssels meiner Mutter, aus meiner Jackentasche und versuchte gedankenverloren den Motor – vergebens – zu starten. Ich schmiss meinen Schlüssel zur Seite und nahm den meiner Mutter. Doch sobald der Motor aufheulte, hatte meine Aufmerksamkeit sich etwas ganz anderem zugewendet. Ein runder Anhänger mit Noten verziert, blitzte mir von meinem Schlüsselbund entgegen.

Bella.

Ich trödelte nicht mehr und raste unachtsam vom Parkplatz. Mir war alles egal. Sie war allein daheim bei mir. Wir hatten dringenden Redebedarf – neben dem, was mir blühte, wenn Tanyas und meine Familie nachher eintrafen.

Ich drückte das Gaspedal immer wieder, immer wenn es einigermaßen vertretbar war, zu Boden. Der Motor heulte jedes Mal auf.

Ein ungutes Gefühl machte sich in mir breit, obwohl ich es nicht mal definieren konnte und ich auch nicht mal wusste, was ich zu Bella sagen wollte...

Den Anhänger umklammert stürmte ich wenig später ins Haus.

„Bella?“, rief ich und lief durch das Wohnzimmer. „Bella?“, fragte ich wieder lauthals nach. Keine Reaktion. Vor mir offenbarte sich mein leeres Zimmer – in einem leeren Haus.

Ich starrte umher. Ihre Sachen waren fort. Auch der Koffer. Ein Zettel auf dem Tisch. Ich hastete dorthin. Alles schien zu kreisen, in mir. Meine Augen huschten, immer größer werdend, über die wenigen Zeilen.

Sie machte Schluss.

Sie trennte sich.

Das ändert und darf nichts an unserer Zusammenarbeit im Labor ändern. Das war Bella, wie ich sie liebte und kannte, stellte ich mit einem verzerrten Lächeln fest und spürte seit langer Zeit wieder Tränen in meinen Augen.

Das ging nicht, das durfte nicht sein. Ich musste mit ihr reden. Rasch knüllte ich den Zettel und steckte ihn in die Hosentasche. Wieder rannte ich durch das Haus. Diesmal zum Ausgang. Wir hatten eine Chance. Wir mussten. Ich liebte sie. Ich konnte mir ein Leben ohne sie nicht mehr vorstellen.

Ohne Rücksicht auf Verluste raste ich die Straßen entlang zu ihrem Wohnheim – die Tränen sofort aus meinen Augen verbannend. Das durfte sie mir nicht antun. Ich musste mit ihr reden.

Reifenquietschen. Autotürklingen. Atmen. Mein Daumen auf der Klingel zu Bellas Wohnung. Eine Minute lang. Zwei? Fünf? Zehn?

Sie war nicht da. Sie ist bestimmt einfach nur nicht da. Sie durfte uns nicht aufgeben!!, schrie ich innerlich und hämmerte mit der Hand gegen die Tür.

Ich nahm den Zettel hervor, las ihn. Einmal. Zweimal. Dreimal. Nein, Bella! Es durfte nicht so sein, es durfte nicht endgültig sein!

Nach einer Viertelstunde fuhr ich schweren Herzens zurück. Ich spürte meine Atmung nicht mehr, mein Leben, meinen Körper. Bella nahm alles mit fort.

Und was mir jetzt blühte, würde nichts verbessern.

Ich schritt schwerfällig unser langes Wohnzimmer entlang. Es kam mir vor, wie der Gang zur Guillotine. Lang, wissend, was geschehen würde, jeder Schritt schmerzte. Allerdings war ich mir sicher, dass das, was jetzt kam, bei weitem schlimmer sein würde. Denn es beendete nichts, beendete die Qual nicht, es entfachte sie.

Schweigend saßen alle an unserem Esstisch. Ich steuerte den einzigen freien Platz zwischen Tanya und meinem Vater an. Carmen tätschelte Tanyas Rücken, die beobachtete, wie ich mich neben sie setzte.

„Dann sind wir ja komplett“, nickte mein Vater leise zu sich selbst.

Stille. Stille, die sich hart auf mich presste. Wie viel Schmerz konnte ich noch verspüren und ertragen?

Meine Mutter räusperte sich und begann: „Ich denke, es ist für uns alle schwer, das heute zu verarbeiten, aber es ist wichtig, dass wir darüber reden. Auf uns alle kommen jetzt Veränderungen zu.“ Sie schaute Tanya und mich an und holte Luft, doch Carmen kam ihr zuvor.

„Warum hast du nicht aufgepasst?“, richtete sie das Wort eindeutig an mich. Eine Hand auf Tanyas Rücken, stützte sie mit der anderen fassungslos den Kopf ab. „Du weißt genau, dass sie die Pille nicht nehmen kann-“

„Wir haben verhütet“, fuhr ich matt dazwischen. Den Vorwurf ließ ich nicht auf mir sitzen, obwohl ich das nicht so energisch sagen konnte, wie ich es gewollt hatte. Auf meinen Magen lagen schwer und unmissverständlich die Ängste um Bella. Bella... Bella..., pochte es immer weiter.

„Scheinbar nicht richtig!“, raunte Carmen mich an. Eleazar nahm sie in den Arm.

„Carmen, das bringt doch jetzt nichts“, beschwichtigte Dad. „Wir können es nicht ungeschehen machen und beide haben nicht verantwortungslos gehandelt-“

„Das kannst du einfach sagen! Deine Tochter kriegt ja auch kein Kind!“, schrie Carmen und deutete auf Alice. „Du wirst ja auch nicht schief von der Seite angesehen-“

„Darum geht's dir?“, raunte ich leise. Carmen starrte mich an. Tanya neben mir schwieg, mit geneigtem Kopf. Sie rührte sich kaum.

„Bitte beruhigt euch, solche Diskussionen bringen uns nicht weiter“, versuchte es mein Vater weiter. „Schuldzuweisungen sind das letzte, was uns hilft, und außerdem war Tanya eben schon mal im Krankenhaus, weil sie sich zu sehr aufgeregt hat. Wollt ihr das riskieren?“ Mein Vater sah Carmen und Eleazar bitter ernst in die Augen.

Carmen sah zur Seite. Stille kehrte ein. Es war, als wagte keiner zu atmen.

„Was ist...“ Ich schluckte mit trockenem Hals. „Was ist mit Abtreibung?“

„Das geht nicht mehr“, antwortete mein Vater. „Dafür ist Tanya schon zu weit. Nach der zwölften Woche ist es nicht mehr erlaubt.“

Ich klammerte mich an den einzigen Strohhalm, den ich hatte. „Und in anderen Staaten? Könnten wir da-“

„Nein, Edward“, schüttelte meine Mutter leise den Kopf.

Das Blut wallte in meinen Adern und Zorn stieg in mir hoch. „Wie kann man eine Schwangerschaft nicht bemerken?!“, fuhr ich Tanya von der Seite an.

Tanya sah mit traurigen Augen, die mich nicht im Mindesten kümmerten, auf. „Ich hatte nichts. Mir war kaum übel oder so was“, murmelte sie. „Und ich hab auch nicht wirklich zugenommen... erst- erst jetzt...“ Sie warf einen flüchtigen Blick an sich herab.

„Du hast über drei Monate nicht deine Tage bekommen!!“, schrie ich geradeaus. Schuldzuweisungen nützten nichts, doch befriedigten, stellte ich fest.

„Ich- ich hab die immer mal wieder unregelmäßig und- und-“, stotterte Tanya durcheinander, „und- und wenn ich Stress h-hab, dann- dann auch schon mal g-gar nicht- ich hab nicht- nicht drauf geachtet-“ Sie schien den Tränen nach, doch es berührte mich nicht.

„Dad“, wandte ich von Tanya ab, „irgendwelche Staaten, in denen-“

„Nein, Edward“, schüttelte er den Kopf, „ausgeschlossen.“

Ich schaute ihm in die ehrlichen Augen und war mir nicht sicher, ob es hier nur um die moralische Ebene ging. Moral war relativ gleich momentan. Ich verlor gerade mein Leben, meine Liebe-

Ich verzerrte unwillkürlich das Gesicht. Ein heftiger Stich durchfuhr mich.

„Edward“, wisperte meine Mutter leise. „Tanya wird dieses Kind bekommen. Du musst dich damit versuchen abfinden. Es geht nicht anders.“

Neben mir brach Tanya in Tränen aus. Das Gesicht auf den Händen abgestützt. „Nein, nein, nein“, sagte sie immer wieder und stand dann auf. Sie zog ihr T-Shirt hoch und entblößte unser noch mickriges Unheil. Die kleine Rundung an ihrem Unterleib. „Ich will es nicht! Ich will nicht!“, schrie sie und klatschte sie mit der flachen Hand immer wieder darauf.

„Hör auf, Schatz, hör auf!“, sagte Carmen ebenfalls den Tränen nahe und ging auf sie zu, um sie wieder an den Tisch zu setzen.

Tanya weinte dort weiter. „Was ist mit meinem Studium? Ich will es nicht aufgeben!“, schluchzte sie lauthals.

„Das brauchst du nicht“, schaltete sich meine Mutter ein. „Wir werden dir während der Mutterschaftszeit alle beistehen und danach kannst du deinem Studium weiter nachgehen. Wir werden dir alle mit dem Baby helfen und dich nicht allein lassen“, versprach meine Mutter und es war kein leeres Versprechen.

Carmen schaute sie mit glasigen Augen an. „Ja, danke“, murmelte sie. „Ich werde Kindermädchen und eine Hebamme in der Anfangszeit einstellen und in meinem Job kürzer treten, um mich um das Kind zu kümmern, damit es nicht nur Fremde tun.“

„Das brauchst du nicht“, schüttelte meine Mutter den Kopf. „Wir werden das ausgiebig organisieren müssen und ich habe auch relativ viel Freizeit. Mach dir keine Sorgen“, bat sie. „Edward wird sich natürlich auch kümmern, immer, wenn er Zeit hat. Und wenn ihr das möchtet“, sie blickte Tanya und ihre Eltern bedächtig an, „kann Tanya auch hier einziehen, damit Edward sich mehr um das Kind und Tanya kümmern kann. Auch nachts, gerade am Anfang.“

In meinen Ohren rauschte es. Ich brauchte Minuten um zu verstehen, was meine Mutter sagte, doch sie sprach schon weiter.

„Natürlich würde Edward auch zu euch ziehen, wenn du deine Tochter bei dir haben willst. Das verstehen wir natürlich“, meinte meine Mutter mitfühlend.

„WAS?!“, entfuhr es mir unbeabsichtigt, wenn auch wahr. „Spinnst du?!“, schrie ich meine Mutter an. „Ich will damit nichts zu tun haben!“ Ich stand urplötzlich. Denn genau genommen war es auch so.

„Das geht aber nicht“, meinte meine Mutter ruhig, dann mitleidig. „Du musst Verantwortung tragen. Da kommst du nicht drum herum. Tut mir leid, Schatz.“

Mein Vater zog mich, der ich wutentbrannt, mit geballten Fäusten da stand, wieder herab auf den Stuhl.

„Hätte ich mich nur niemals auf dich eingelassen“, zischte ich zu Tanya, den Blick jedoch auf den Tisch vor uns gerichtet.

„Ach ja?! Dasselbe könnte ich auch sagen!“, wimmerte Tanya lautstark.

„Du hast das doch alles einfach weiterlaufen lassen!“, mischte Carmen mit. „Du hast-“

„Ja und das bereue ich!! Es ist nicht mal sicher, ob es mein Kind ist!!“, schrie ich zurück.
„Ich vögel' mich nicht durch ganz Seattle!“, kreischte Tanya außer sich.
„Du willst dich nur drücken!“, urteilte Carmen. „Du willst Tanya alles anlasten-“
„Carmen“, mahnte mein Vater als Schiedsrichter an. „Denk' an deine Tochter.“ Er warf mir auch einen strafenden Blick zu.

Mit bebenden Lippen wandte sie den Kopf ab.

„Es wird nicht nötig sein“, bekam Eleazar einen Redeanteil, der sich bislang eher raus gehalten hatte, „dass Tanya und Edward zusammenziehen-“

„Bitte!“, fuhr Carmen ihn an. „Denk doch mal an die Anderen! Was werden die sagen, wenn Tanya mit neunzehn ein uneheliches Kind bekommt?? Von einem Vater, der sich raushalten will! Tanya wird hier nicht mehr angenommen! Du kennst doch die Kreise hier! Sie hat hier keine Chance mehr!“, versuchte sie es ihrem Mann lauthals klar zu machen.

„Macht euch bitte darum keine Gedanken. Edward wird zu dem Kind und zu Tanya stehen“, sicherte meine Mutter zu.

Mit verzerrten Gesichtszügen blickte ich ihr. „Mum, ich kann nicht“, presste ich hervor und schluckte, bei dem Gedanken, es aussprechen zu müssen. „Mum, Bella...“

„Du kannst jetzt doch nicht an Bella denken.“ Meine Mutter sah mich entsetzt an.

„Ich verlange, dass du dich von ihr trennst“, sagte Tanya neben mir mit hartem Gesichtsausdruck.

„Natürlich“, sagte Carmen und streichelte ihre Tochter am Arm. „Was für ein Licht würde das auf dich, auf uns, werfen.“

Ich ballte fest die Fäuste, dass meine Fingernägel in meinen Handballen schmerzten.
„Ich liebe sie und-“

„Sie ist gegangen, Edward, oder?“, sagte mein Vater leise. „Ich denke, sie hat die Situation erkannt und das Richtige getan. Es tut mir leid, dir das sagen zu müssen, aber Bella hat recht. Es ist besser so.“

Ich sprang auf, riss den Stuhl herum, der laut scheppernd zu Boden krachte und ein paar Leute am Tisch zusammenzucken ließ. „ICH BLEIBE MIT BELLA ZUSAMMEN!!“, schrie ich atemlos, ehe ich wieder Stimme fasste. „ICH LIEBE SIE UND GEHE MIT IHR NACH EUROPA!! EGAL, WAS IHR SAGT!! DAS KIND IST MIR EGAL!!“

Ich stieß den Stuhl mit dem Fuß zur Seite und rannte, jegliche Rufe meiner Eltern ignorierend, die Treppen hoch in mein Zimmer.

Was verlangten sie da von mir?! Ich sollte mein Leben wegschmeißen für dieses Kind?! Obwohl ich die Liebe meines Lebens gefunden hatte?! Das war unmöglich!

Ich setzte mich kraftlos auf mein Bett. Mein Herz hämmerte laut. Ich griff nach dem hingelegten Bilderrahmen und erblickte nichts darin. Es war jedoch nicht schwierig, das zerknüllte Foto in dem Papierkorb neben dem Nachttisch zu entdecken. Ich legte den Rahmen weg und strich das Foto glatt. Eine Träne entwich mir darauf.

Das alles hatte ich gerade gesagt. Das alles hatte ich gerade gedacht. Und das alles wollte ich immer noch – obwohl ich wusste, dass ich dafür ein Wunder brauchte.

Ich langte nach meinem vibrierenden Handy in meiner Hosentasche. *Wie geht es Tanya und dem Baby?*, stand in der SMS von Bella.

Ich erhob mich. Ich musste zu ihr. Ich musste mit ihr reden.

In diesem Augenblick ging die Tür zu meinem Zimmer auf. Mein Dad kam herein und zog sich einen Stuhl zu meinem Bett heran, während ich noch davor stand.

Es war zwecklos, sagte ich mir und ließ mich wieder aufs Bett sinken. Ich wusste jedes Wort bereits, was er mir sagen würde. Und doch hatte ich unendliche Angst, es mir

eingestehen zu müssen, dass es wahr war, was er sagen wollte.

„Du kennst die Gesellschaft in Seattle mit ihren altmodisch verharteten Denkweisen, richtig?“, begann mein Vater sanftmütig. „Du weißt, wie sie verstoßen wird, ohne Partner an ihrer Seite. Es verlangt niemand, dass du sie liebst oder ihren Liebhaber spielst, doch du musst bei ihr sein.“

Ich schaute betreten zur Seite.

„Ich hoffe, dir ist klar, dass das, was du vorhin preisgegeben hast, keine Option mehr ist, oder?“

Ich reagierte nicht.

„Ich weiß, wie sehr du Bella liebst und sie ist auch ein tolles Mädchen, aber die Umstände haben sich geändert und jetzt geht es nur noch um das Baby und damit auch um Tanya. Es tut mir sehr leid, du musst sie vergessen.“ Sein klarer Blick wog hart auf mir – denn es war die Wahrheit.

Ich sollte mich von Bella trennen, sie nie wieder sehen, sie vergessen, mit einem Mädchen zusammen leben, zusammen sein, wie auch immer, und mich um ein Kind von ihr, von uns, kümmern?

Das war zu viel für mich. Das ertrug ich nicht. In meinen Händen lag noch das Foto von Bella und mir.

Unbehelligt redete mein Vater weiter auf mich ein. „Du hast mit Bella geschlafen, oder?“

Irritiert sah ich auf. Meine Gefühle fuhren Achterbahn – nur, dass diese nicht anstieg, sondern immer weiter zum Boden glitt und meine Gefühlswelt immer tiefer sank. Bis zur Kollision.

„Hast du mit noch mehr Mädchen in letzter Zeit geschlafen?“, fragte mein Vater nach. Entsetzt über seinen Themenwandel schaute ich ihn an. „Was soll das?“, fragte ich unfreundlich.

Er griff stumm in seine Jackentasche und reichte mir ein kleines, längliches Päckchen. „Lass Bella bitte auch einen Test machen, damit wir keine unliebsamen Überraschungen mehr erleben. Am besten gibst du ihn ihr am Montag“, bat mein Vater.

Ich starrte vom Schwangerschaftstest zu meinem Vater und zurück. Ruckartig erhob ich mich und pfefferte das Päckchen auf mein Bett.

„Ich gehe“, sagte ich matt.

„Edward! Das geht nicht! Bleib!“, rief mein Vater, der mir rasch versuchte hinterherzukommen, mir nach.

Nein, Dad, ich konnte Bella nicht vergessen, nie. Unbeirrt lief ich weiter und verließ das Haus, dass ich eigens zu meinem Gefängnis degradiert hatte.

Surren in meinem Kopf.

Ich holte einen Test aus der Apotheke.

Meine Reaktion eben war dem Trotz geduldet.

Nicht der Sache an sich.

Vielleicht sollte Bella schwanger sein.

Das war gut. Oder?

Ich musste sie sehen.

War es eine Hoffnung?

Dann würden wir zusammen bleiben.

Ich bei ihr oder sie bei mir.

Ich brauchte meinen einzigen Halt jetzt.

Sie.

Auch, wenn sie das nicht wollen würde.

Doch ich konnte nicht ohne sie.

Wie nur?

Ich hoffte einfach nur.

Hoffte, dass ich bei ihr bleiben konnte.

Hoffnung starb zuletzt und mit dieser Würde ich sterben.

Klätzlich. Jämmerlich. Für immer.

Für ein Baby.

Bella

Mit automatisierten Handgriffen packte ich den Koffer aus. Meine Augen blinzelten nicht. Ich hatte das Auf und Ab von purem Glück und Hoffnung zu Zweifel, Enttäuschung und Wahrheit nicht verdaut, nicht verarbeitet. Danach sehnte ich mich. Schnell, ganz schnell.

Mein Körper senkte sich auf meinem Bett ab, die Finger in die Matratze gekrallt. Etwas drückte sich hart auf meinen Magen, als wollte dieses ihn durch meinen Rücken stoßen, und verursachte Übelkeit in mir.

Ich saß einfach nur da. Starrte ins Leere. Es war vorbei, es war vorbei, es war vorbei, hallte es in mir, bevor es überhaupt angefangen hatte und ich hatte von Anfang an gewusst, dass es so kommen würde. Dass es so plötzlich kam, so eindeutig, hatte ich mir zu Beginn gewünscht, doch nun...

Durchdringend rang die Schelle und ließ mich zusammenfahren. Beim dritten Klingeln erst realisierte ich, dass es Edward sein musste. Seine Hartnäckigkeit war mir bewusst, meine ihm hoffentlich auch.

Ich rollte mich auf der Matratze zusammen und vergoss stumme Tränen, die auf dem Laken endeten. Es klingelte immer weiter, klirrte in meinen Ohren.

„Hau ab“, murmelte ich zu mir selbst und legte das Kissen über meinen Kopf. Er sollte verschwinden und mich endlich in Ruhe lassen. Es hatte keinen Sinn, verstand er das nicht?! War mein Zettel nicht... deutlich... genug... gewesen...

Selbst in Gedanken zitterte ich erbärmlich und schaffte es nicht, meine Gedanken oder Vernunft allein wallen zu lassen. Durch das dröhnende Geräusch in meiner Wohnung peitschte beides durch meinen Körper.

„Aua“, murmelte ich und hielt meinen Bauch fest, meinen Brustkorb, betatschte alles an. Es schmerzte so sehr.

Das Klingeln erstarb. Er hatte aufgegeben. Und das war gut so. Ich weinte unter dem Kissen.

Mit mattem Gesicht wartete ich auf die Antwort seiner SMS. Es war unhöflich mich nicht wenigstens nach dem Mädchen zu erkundigen. Eigentlich war dieser Anstand nur durch die erbsengroße Hoffnung an der meine Gefühlswelt festhielt. Noch hatte mein Verstand die Empfindungen für Edward nicht besiegt und vor diesem Sieg hatte ich Angst. Er würde Kraft kosten und mir unendlichen Schmerz bereiten. Ich war in einer Angsthase...

Mein Kopf fuhr hoch. Ein leises, kurzes Klingeln.

Edward?!

Schon wieder?!

Ich sprang auf. Sofort hüpfte mein Herz schneller, was ich im selben Atemzug

versuchte zu unterdrücken. Langsam glitt ich wieder aufs Bett, mein Handy umklammert. Nach dem kurzen Affekt rieselte Realität auf mich ein. Ich wollte- ich durfte ihn nicht sehen. Ich wollte lediglich eine Antwort.

In diesem Augenblick vibrierte mein Handy durchgehend. Ein Anruf. Mit bebender Hand drückte ich ihn weg. Eine einfache SMS, Edward, bitte, nicht mehr, flehte ich innerlich.

Es hämmerte laut und fordernd an meiner Tür.

„Bella? Bitte mach auf. Ich bitte dich inständig“, ertönte Edwards Stimme, die im Flur zu hallte und das Wesen in meiner Brust flattern ließ. Ich legte die Hand darauf und versuchte es zu unterdrücken.

„Bitte, Bella, bitte“, wisperte er. Ich tat nichts und blieb stocksteif auf dem Bett sitzen. Selbst wenn ich gewollt hätte, konnte ich mich gar nicht rühren.

Ich hörte Edwards Hand an der Tür kratzen. Er verstummte. Ich lauschte und vernahm, wie er die Tür mit dem Rücken herabzurutschen schien. Taumelnd ging ich zur Tür, berührt sie, legte die flache Hand auf das Holz. Edward war dahinter. Eine langsame Träne schlich sich aus meinem Augenwinkel. Ich lehnte mich ebenfalls sitzend an die Tür.

Warum machte er es uns so schwer? Warum beließ er es nicht bei dem, was es jetzt war? Ich hatte nur eine einfache Antwort auf meine SMS gewollt.

„Hast du meinen Brief gelesen?“, fragte ich leise, der Sicherheit halber, nach. Ein paar Zentimeter Holz trennten mich von ihm. Ich streichelte andächtig mit der Hand darüber.

„Habe ich“, sagte Edward lediglich mit einem Seufzen in der Stimme.

Es kehrte wieder Stille ein, doch in mir tobte ein Sturm, ein Rausch meiner Empfindungen und Wünsche.

Steh' auf! Geh' zu ihm! Küß' ihn! Schmeiß' dich ihm um den Hals!

versus

Sag kein Wort! Ignoriere ihn! Geh' von der Tür weg! Lern'! Vergiss ihn!

„Können wir reden?“, bat Edward kleinlaut hinter der Tür. Seine samtene Stimme rüttelte mich wach, brachte die glühende Asche in mir zum Brennen, entfachte eine kleine Flamme in mir.

Schwerfällig erhob ich mich und öffnete die Tür einen Spalt. Ich entfernte mich von dieser und schritt zu meinem Tisch, neben dem ich mich mit dem Rücken, zu dem eintretenden Edward, stellte. Leise schloss er die Tür und ich vernahm die Schritte, die er auf mich zu machte.

Er stand nun hinter mir – dicht, doch ich spürte ihn noch nicht an mir. Ganz langsam nahm er meine Hand in seine. Ich tat nichts, begann jedoch merklich zu zittern.

„Dem Baby geht's gut...“, vernahm ich Edwards leicht seufzende Stimme. Es klang... traurig.

„Du sagst das so, als wäre das etwas schlechtes“, murmelte ich mit geneigtem Kopf. Ich vermochte es nicht, ihn anzusehen.

„Vielleicht ist es das auch“, murmelte Edward griesgrämig. Seine Hand regungslos in meiner. „Wäre es gestorben, wären wir alle Probleme los.“

„Wie kannst du nur so was sagen?“, zischte ich verächtlich. Ich machte mich von ihm los und drehte mich energisch zu ihm um. „Edward, das ist widerlich.“

Ich kannte diesen Edward. Der Edward, von der Zeit unserer „reinen“ Laborbeziehung. Der arrogante, selbstherrliche Edward. Einen Edward, den ich nicht liebte.

„Nein“, sagte er schwächlich. Seine Augen merkwürdig leer, dass es mir ins Herz stach.

„Es ist die Wahrheit.“

Ich schluckte eine Träne hinunter. Wahrheit...

„Bella...“, sein Tonfall hatte sich schlagartig verändert, „du hast das mit Tanya gesehen und...“, er kramte in seiner Jackentasche. „Würdest du bitte auch einen Test machen?“

Er legte mir eine kleine Verpackung in die Hand. Unmissverständlich ein Schwangerschaftstest.

„Was?“, hauchte ich mehr zu mir selbst und starrte darauf, ehe ich Edward verständnislos anschaute. „Aber- aber wir haben doch- wir haben doch verhütet... oder?“

In meinem Blick war nur Entsetzen. Über das, was er verlangte und über das, was seiner Meinung nach sein konnte.

„Ich meine... natürlich haben wir verhütet, ich- ich war ja dabei-“, redete ich wirsch und alles kreiste auf einmal in mir.

„Tanya und ich haben auch verhütet“, erwiderte Edward matt und sah mich wartend an. Ich stand einfach nur stocksteif da, zu ängstlich, um mich zu rühren.

„Bitte, Bella“, flüsterte er, sammelte sich etwas und fügte hinzu: „Ich möchte einfach sicher gehen. Kannst du das verstehen?“

Ich nickte wie paralysiert und schlurfte förmlich ins Bad. Sobald ich außerhalb seines Sichtfeldes war, tastete ich mit der Hand nach meinem Unterleib. Ich- ich konnte- *Theoretisch*, Bella, *theoretisch*, redete ich mir ein. Ihr habt verhütet und du bist nicht schwanger. Er will nur Klarheit haben, sagte ich mir inständig und doch zitterten meine Finger, als ich den Test herausholte. Er will nur Gewissheit.

Meine Gedanken eilten all dem voraus. Wenn ich von ihm ein Baby bekam, was dann? Wenn ich wirklich schwanger war, dann- was dann?, fragte ich mich immer wieder. Ich würde nicht weiter studieren können- oder schaffte ich das nebenbei? Und wie sollte das gehen? Ich flog doch bald zurück nach Deutschland! Ich konnte doch nicht einfach dann... gehen. Aber-

Ich atmete tief durch, um mein rasenden Herz zu beruhigen und setzte mich auf die Toilette, um den Test durchzuführen. Mir war übel. Und das hatte – vermutlich – nichts mit einer Schwangerschaft oder dergleichen zu tun...

Ich verließ das Bad, kam langsam auf Edward zu und stierte auf den Test in meinen Händen. Der Test bebte in meinen Händen und ich konnte nichts dagegen tun. Angst breitete sich in meinem Körper aus und alle „Wenn-Danns“, alle „Wenn-Abers“ schossen mir durch den Kopf. Edward sah nicht darauf, sondern nur mich an. Er schien auf eine Reaktion in meinem Gesicht zu warten.

Die bekam er auch. Ich zog geräuschvoll Luft ein. Ein Strich. Nicht schwanger.

„Und?“, fragte er leise nach.

Ich hielt das Stäbchen, zu ihm gewandt, hoch und schüttelte den Kopf. „Nein, ich bin nicht schwanger“, murmelte ich, blieb jedoch wie erstarrt vor ihm stehen. Mein Herz flatterte immer noch unsanft in meiner Brust. Er bemerkte meine Anspannung.

„Hey... komm mal her...“, sagte er zärtlich, griff nach meinem Handgelenk und platzierte mich seitlich auf seinem Schoß. Ich war nicht mächtig zu widerstehen, nicht jetzt, versuchte ich mich selbst zu rechtfertigen. Vor meinem Gewissen. Meinem Verstand.

„Musst du mir so einen Schreck einjagen?“, nuschelte ich und legte, mich langsam wieder beruhigend, die Schläfe an seine Brust, bevor er die Arme um mich und den Kopf auf meinem abgelegt hatte. Eine Träne stahl sich aus meinen Augen.

„Tut mir Leid, Liebling, ich musste einfach sicher gehen...“

Ich nickte an ihm, doch das Blut schoss mir immer noch durch die Adern. Nur wegen

dieser vermeintlichen Eventualität.

„Kleines? Sieh mich an“, bat er und ich hob langsam den Kopf. „Ich wünschte so sehr, es wäre alles anders...“

„Ist es aber nicht... du musst zu Tanya gehen“, flüsterte ich. Ich versuchte, ich versuchte es wirklich, meinem Körper zu befehlen, von ihm abzulassen, ihn hinaus zu katapultieren, ihn wegzuschicken, aber ich konnte einfach nicht. Seine Berührung und sein Trost waren so angenehm auf meiner Haut, dass ich danach lechzte.

„Edward, es geht nicht, es ist unumgänglich“, sprach ich weiter, doch schluchzte leise.

„Von Anfang an. Und nun erst recht. Du wirst Vater“, sprach ich es aus.

Er verzerrte das Gesicht und presste die Lider aufeinander, die Stirn an meine Schulter lehnte. „Ich kann nicht ohne dich leben“, gestand er und ich bemerkte, wie nass seine Augen waren, als er mich ansah.

„Du musst, das müssen wir beide.“ Ein kleiner Moment des Verstandes. Ich schüttelte ihn von mir ab und stellte mich hin. „Geh' jetzt, du machst es alles nur noch schwerer, je länger wir... dafür brauchen...“

Er ergriff meine Hand und zog mich zu sich. Nun stand er jedoch selbst. Wir blickten uns intensiv in die Augen. Beide von Schmerz und Trauer gezeichnet.

„Ich liebe dich, Bella, unendlich...“, brachte er über die Lippen. Ich hielt meine geschlossen. Das durfte ich nicht sagen. Wahrheit hin oder her. Nein...

Er legte mein Gesicht eifrig in seine Hände und küsste mich gierig. Mein Kopf schaltete einfach aus, mein Verstand glitt ins Nichts. Sein ganzes Verlangen steckte er in diesen Kuss. Sein Atem durchströmte mich heiß und innig, während meiner schnellte und ich seine Küsse mit meiner ganzen Begierde erwiderte.

Er ließ sich auf mein Bett sinken und zog mich zärtlich auf sich. Mein Haar fiel wie ein Vorhang über mein Gesicht, während ich seinen Nacken und seinen Hals seicht streichelte. Edward fuhr mit den Fingern durch mein Haar, hielt es mir aus dem Gesicht. Seine kühlen Hände brannten auf meiner erhitzten, vor Erregung hochroten, Haut.

Edward zog sein Pullover samt T-Shirt über dem Kopf aus und zerwuschelte damit niedlich sein Haar, während ich meine Strickjacke aufknöpfte und mich weiter seinen heißen, fordernden Lippen widmete.

Niemand kümmerte es in diesem Moment, was in den letzten Stunden geschehen war, denn die Leidenschaft war unaufhaltsam entfacht, sodass keine Vernunft der Welt dessen Flammen für diesen Augenblick hätten auslöschen können.

Ich erfüllte Wärme um mich. Meine Hand auf etwas weichem, angenehmen. Nach und nach registrierte ich alle Befindlichkeiten um mich herum. Besonders an mir.

Ich hob langsam und müde die Lider und versuchte im einfallenden, zaghaften Licht die Umgebung und meine dazugehörigen Gefühle zu erkennen.

Mein Kopf lag auf Edwards von Stoff befreitem Oberkörper, nahe seiner Achseln, während meine rechte Hand, die Finger von sich gespreizt, auf seiner Brust ruhte. In meinem Rücken lag sein Arm, der mich schwach an sich drückte. Die Bettdecke schräg und durcheinander über uns. Ich selbst war zwar nur noch in Unterwäsche, fühlte mich jedoch erhitzt.

Mein schwummerigen Blick glitt auf, meinen Oberkörper musste ich jedoch etwas anheben, um sein Gesicht zu erkennen. Edward hatte die Augen zur Decke gerichtet. Nun schaute er mich mit liebem Lächeln auf den Lippen an.

„Du- du bist ja noch da“, sagte ich perplex. Eigentlich war es mir mehr rausgerutscht. Ich hatte nicht zu hoffen gewagt, dass er in der Nacht, nachdem ich eingeschlafen war,

nicht klammheimlich nach Hause verschwunden war. Und ich hätte es ihm nicht übel genommen. Es wäre verständlich und richtig gewesen – und vernünftig. Nicht Edwards Stärke. Warum musste ich immer die Vernünftige sein?, dachte ich niedergeschlagen. Es fiel mir auch immer schwerer...

„Warum sollte ich nicht?“, fragte er immer noch mit dem Lächeln, doch sein ganzes Gesicht wirkte ausdruckslos.

„Das war unsere letzte gemeinsame Nacht“, stellte ich zwar streng fest, doch eigentlich war es auch eine Art Appell an ihn – alles nicht schlimmer zu machen.

Er küsste schweigend meine Stirn, weil er wusste, dass ich recht hatte. Keinem von uns war gestern Nacht nach Sex gewesen, doch nach allem anderen. Seine Liebkosungen hatte ich so genossen und diese kribbelten immer noch fest unter meiner Haut. Ein letztes Mal...

Edward rutschte ein wenig runter zu mir und legte die Wange an meine Stirn. Er drückte mich ganz fest an sich, sodass ich halb auf ihm lag. Die Boxershorts streiften meine Beine. Ganz seicht nässte er meine Stirn.

„Edward?“ Ich sah mühsam, da er mich so an sich gepresst hatte, hoch und erkannte so eben, dass über sein Gesicht stumme Tränen liefen. Es rührte mich zutiefst, berührte mich in meinem Innersten, dass er wegen unserer bevorstehenden, endgültigen Trennung, die nicht mal mehr Minuten dauern würde, Tränen vergoss. Wir würden füreinander nicht mehr sein – nicht mehr sein dürfen – als Kommilitonen.

„Bitte nicht“, sagte ich mit zitternden Lippen, weil ich fürchtete, gleich bitterlich zu weinen und schob mich mit dem Gesicht über seines. Er schaute mich mit wässrigen Augen an und legte die Lippen an meinen linken Wangenknochen, wo er mit geöffnetem Mund darüber fuhr. Seine Unterlippe kostete meine Haut.

„Edward... es wäre falsch, das jetzt zu leugnen“, hatte ich mich über Nacht um entschieden. Ich würde es ihm sagen, es erwidern. „Ich liebe dich. Sehr sogar. So stark habe ich noch nie für jemanden empfunden, aber das alles ändert nichts an den Tatsachen und Umständen.“ Meine Stimme war zunehmend piepsiger gewesen und es fiel mir immer und immer schwerer standhaft zu bleiben.

„Weißt du, was mich zu Hause erwartet?“, wisperte er wehmütig. „Jede Sekunde, die jetzt verstreicht, rücke ich dem Abschied von dir und meinem neuen Leben näher. Weißt du, was für Leben meine Eltern für mich bereithalten?“

Seine ehrlichen Augen fixierten mich. Er schluchzte nicht, er wirkte sogar gefasst, nur Tränen entfleuchten hin und wieder seinen Augenwinkeln. Ich sah ihn mit einem Hauch von Mitleid an.

„Ich werde immer für Tanya da sein müssen und nach der Geburt auch noch für das kleine Wesen. Vielleicht soll ich mit ihr zusammenziehen, sie heiraten...“, schnaubte er.

„Du sollst sie heiraten?!“, fragte ich entsetzt, mit aufgerissenen Augen.

Er schüttelte matt den Kopf. „Nein, das soll ich nicht. Das verlangen sie nicht. Zumindest noch nicht“, grübelte er niedergeschlagen, „aber der Zwang und die Verpflichtung wird sich genauso anfühlen.“ Er streichelte mir eine Strähne sorgsam aus dem Gesicht. „Ich möchte bei dir sein“, flüsterte er unter Tränen. Seine Hand an mein Gesicht gekuschelt. „Ich würde gehen, ich würde auch jetzt noch gehen, um dir nahe zu sein-“

„Du solltest jetzt wirklich gehen“, murmelte ich und setzte mich abrupt auf. Er musste mit diesen Hirngespinnsten, die schmerzliche Hoffnungen heraufbeschworen, aufhören. Jetzt konnten wir uns nichts mehr vormachen. „Aber nach Hause“, fügte ich hinzu. „Sie machen sich bestimmt Sorgen.“ Ich zog mein Shirt über und reichte ihm

seins vom Boden.

„Ja“, erwiderte Edward tonlos, „und warum ich meiner Pflicht nicht nachkomme.“ Er zog sich missmutig an.

„Edward, es muss sein“, sagte ich leise, als wir einander angezogen gegenüber standen. Er machte Anstalten auf mich zuzukommen und mich zu berühren. Flugs ging ich zur Tür, die Hand an der Klinke. Ich schaute nicht auf.

„Wir haben nur noch zwei Woche Laborarbeit, bevor die Prüfungsphase beginnt. Ich denke, wir sollten uns in den nächsten Wochen nicht treffen und die Arbeiten für Mr. John lediglich absprechen. Das wird schon gehen.“

Edward stand schweigend vor mir, ich glaubte aber aus dem Augenwinkel zu sehen, wie er nickte.

Mit bebenden Fingern drückte ich die Türklinke herunter. In meinen Augen sammelte sich die salzige Flüssigkeit an, die sie vergießen wollten.

Edward vor mir hob mein Gesicht am Kinn an und legte all seine Wehmut in seinen Blick.

„Mach es uns nicht so schwer, ja?“, wisperte ich mit piepsender Stimme. „Bis dann“, brachte ich so eben noch hervor, ehe ich fest auf meine Lippe biss, um nicht loszuheulen. Ich erkannte sein schönes Gesicht durch die Tränen in meinen Augen kaum noch. Ja... ja, ich würde diese Liebe aufgeben und ich hatte Angst davor, aber ja, ich tat es, weil man nicht immer im Leben eine Wahl hatte. Das mochten viele behaupten, doch das war Unsinn. Wir hatten keine.

„Geh' jetzt bitte“, murmelte ich flehend.

Seine Daumen glitten wie Scheibenwischer über mein Gesicht und er selbst blieb reglos stehen.

„Lass uns die vier Wochen noch nutzen, in denen du hier bist“, schlug er sanftmütig vor.

„Mach es uns nicht so schwer“, bat ich wieder. „Du weißt genau, was du zu tun hast, ob es deinen Wünschen und Vorstellungen entspricht oder nicht. Jetzt sind nur Tanya und das Baby wichtig.“ Mein Tonfall brach mehrmals. Ich fühlte mich schwindelig, schlecht...

Edward verzerrte das Gesicht vom Schmerz. „Und was ist mit mir? Interessiert es gar nicht, was ich will?“, hauchte er.

Ich starrte ihn an und konnte einfach nicht anders. Ich musste ihn verletzen, denn er verstand es einfach nicht und er musste jetzt wirklich gehen.

„Nein! Edward, genau, nein!“ Ich riss mich los. „Es interessiert nicht! Gar nicht! Es geht jetzt mal nicht um dich, es ist egal, was du willst!“, schrie ich ihn unter Tränen an.

„Bitte Bella, die vier Wochen-“, begann er mit zusammengepferchten Gesichtszügen und glasigen Augen.

„Nein“, formten meine Lippen und ich öffnete die Tür. „Geh' doch jetzt. Bitte.“

Keine Berührung. Keine Umarmung. Kein Kuss. Kein Blick.

Ich schob ihn mit aller Kraft vor die Tür und schlug diese zu. Wenige Atemzüge vermochte ich zu warten, in denen ich ihn kraftlos den Flur entlang schlurfen hörte, bis ich zusammensackte und meinem Schmerz, meinen Tränen, meiner Trauer, freien Lauf ließ.

freue mich über kommis ^^

